

Die Welt

Nr. 6

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Ein Sturmvogel.

Roman von Bernt Lie.

(Fortsetzung.)

Frau Bugge machte eine ungeduldige Bewegung. — „Sitz mir einen Augenblick still, Mutter, dann sollst Du etwas Neues hören, etwas Zuckelnagelneues aus Konsul Arens Garten. Ich weiß nicht, ob Du eine junge Dame kennst, die dort draußen wohnt und Dagny heißt. Ja, so heißt sie — Dagny und nicht anders. — In alten Tagen — da war freilich nicht viel Staat mit ihr zu machen, weißt Du, wie sie da so herum lief, lang und aufgeschossen, voll von unreifen Aepfeln und Räuberromanen, mit denen ein gewisser Jemand sie versorgte. Und es war ja auch nichts besonderes dabei, wenn sie mir damals sagte, sie wollte an mir festhalten. Und daß ich ihr ganz dasselbe sagte. Und es ist auch nicht weiter merkwürdig — daß ich all die Jahre da draußen immer nur an sie gedacht habe. — Nein, in alledem ist weder etwas Neues noch etwas Besonderes. — Aber jetzt — — Mutter, wie sie schön geworden ist — Du hast sie ja selbst gesehen, Mutter.“

Frau Bugge nickte. Ernst und aufmerksam sah sie da. Ihr tiefer, strenger Blick ruhte forschend und erwartungsvoll auf ihm.

„Wunderbar, Mutter. Ja, so etwas sieht man auf der ganzen Welt nicht noch einmal. Und es ist etwas so ganz Neues, etwas so merkwürdig Selbes und Leuchtendes in dem Gedanken, daß Dagny mich jetzt liebt — gestern Abend und heute und alle Tage.“

Strahlend stand er vor ihr. Dann kniete er auf der kleinen Erhöhung nieder und verbarg sein Gesicht in Frau Bugges Schoß. Sie strich ihm sanft über das Haar.

„Mutter,“ sagte er leise und sah zu ihr auf.

„Ich bin so glücklich.“

Ihre Hand ruhte immer noch auf seinem Kopf, sie sah ihn tief in die Augen und sagte:

„Gott segne Dich, mein Kasper. Es ist schön, daß Du jetzt Dein Glück gefunden hast. Mögest Du nie vergessen, mein Junge, was für eine Verantwortung darin liegt. Die Liebe ist die Goldader im Menschenleben. Aber es gehört viel geduldige Bergmannsarbeit dazu, daß es alle Lebenstage durchleuchtet.“

Frau Bugges Stimme zitterte, und Tränen rannen aus ihren ernstesten Augen nieder.

Kasper senkte den Kopf.

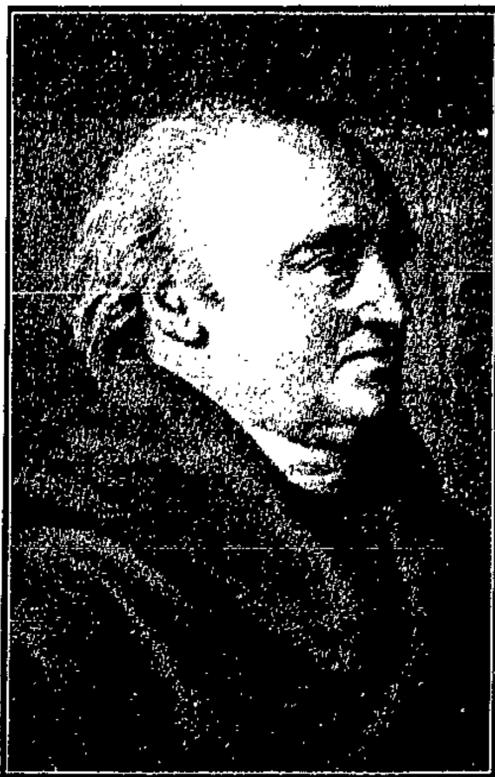
Und das, was zwischen diesen beiden Menschen immer unausgesprochen geblieben war und doch so tief in beider Leben eingriff — in diesem Augenblick stand es plötzlich so dicht

zwischen ihnen, daß es fast zur Notwendigkeit wurde, darüber zu sprechen.

Kasper sagte nichts. Er wartete ehrerbietig darauf, daß seine Mutter beginnen sollte.

Aber auch Frau Bugge blieb stumm. Er wußte, daß sie mit sich kämpfte.

Und nun nahm er ihre Hand und streichelte sie — es war wie eine stumme Bitte, daß sie nun dieses Mal sprechen möchte, den Druck hinwegnehmen, der zwischen ihnen lag und zugleich,



Wilhelm Herschel.

als ob er sie versichern wollte, daß sie ihm getrost alles sagen dürfe.

Aber sie blieb sitzen und sagte kein Wort der Erwiderung.

Und als dann Olevine ungeduldig und verwundert hereinkam, um zum Essen zu rufen, ließte er seiner Mutter die Hand und stand auf.

Bei der Mahlzeit waren sie erst beide schweigsam und zerstreut.

Dann plötzlich rief Frau Bugge Olevine herein.

„Geh in den Keller und hol eine Flasche von Konsul Weidemanns Wein herauf. Du weißt ja, wo er liegt. Und dann — nein, nein, die Gläser finde ich schon selbst.“

Olevine verschwand. Sie kam heute wirklich gar nicht aus dem Staunen heraus. Und Frau Bugge stellte zwei von den alten englischen Empiregläsern auf den Tisch mit den dicken vierkantigen Füßen, ovalem Stiel und eingeschliffenen Sternen.

„Ich habe Weidemann immer ausgelacht mit seinem Wein. — Ich gab einmal einem von seinen Enkelkindern ein paar Extrastunden und wollte nichts dafür haben. Und da schickte er mir eine ganze Menge Flaschen von diesem Wein — es ist irgend ein alter Chateauwein — mit dem ich wirklich gar nichts anzufangen wußte. Aber siehst Du, jetzt kommt er mir doch gut zu statten. Auf Dein Wohl, Kasper, — Deines und Dagnys.“

„Danke, Mutter,“ antwortete er lächelnd. — Seine Stimme klang unsicher und seine Augen wurden feucht, während er den Wein hinuntergoß.

„Ja siehst Du, Mutter, das hat mir ja schon all diese Tage auf dem Herzen gelegen.“

„Bis gestern Abend?“

„Ja, das hat es. Und deshalb fühlte ich mich auch nicht so gemüthlich, so heimlich, wie ich es wohl hätte sollen, kannst Du Dir denken. — Mein, was das für ein Wein ist.“

„Ja nicht wahr? Wenn es nicht wegen Olevine gewesen wäre, so hätte ich mir wohl manchmal in meinen einsamen Abendstunden einen Schluck gegönnt.“

„Ja, Du hast jetzt lange genug einsam gegessen. Aber nun wird alles anders, magst Du mir glauben, und so schön soll es werden. Prost, Mutter. — Siehst Du, bis Weihnachten ungefähr bleibe ich hier, dann reise ich wieder zurück. Ich habe dort nämlich ein Haus gefunden — fast wie ein kleines Gut. Bis zum Frühjahr wohnt dort ein Freund von mir, ein Holländer — eine ganze Menge Zimmer und entzückend gelegen, mitten im Garten und dicht bei der Stadt. Und da wollen wir wohnen. Du sollst eine ganze Etage für Dich allein haben, mit einer offenen Loggia, und einen Diener an jedem Finger.“

„Ich?“

„Ja, denn Du mußt auch mitkommen. Ich hab es ja schon immer im Sinn gehabt. — Denk Dir nur — wenn wir selbst Wagen und Pferde haben und Verkehr mit wirklich großartigen Menschen. Weißt Du, es sind hochgebildete Leute, da draußen in den Kolonien. Sie haben etwas unsagbar Gemüthliches und Freies — einen so weiten Blick und viele Interessen.“

„Ich hätte eigentlich gedacht, Kasper, Du würdest jetzt dahier bleiben, wo Du Dich doch verlobt hast.“

„Ich hier bleiben? — Nein, ich danke schön. Ja, vielleicht später einmal, wenn man sich selbst große Verhältnisse schaffen kann. Nein, Mutter, ich passe in keine Treitmühle hinein. Ich muß Raum haben für meine Kraft und für meine Phantasie — Horizont — Dimensionen. — Profit, Mutter. — Nein, wirklich, wir haben bis jetzt noch gar nicht ordentlich miteinander geplaudert, Mutter.“

Konsul Arenz saß am Nachmittag in seinem Bureau, als der Kontorist kam und Frau Bugge meldete.

Der Konsul ging selbst in das äußere Kontor hinaus.

„Guten Tag, liebe Frau Bugge, treten Sie ein.“

Er machte sorgfältig die Tür wieder zu und wandte sich dann lächelnd zu ihr.

„Ja, Frau Bugge, jetzt kennen wir uns beide schon über zwanzig Jahre und auf einmal werden wir auch noch verwandt miteinander.“

Er reichte ihr die Hand und verbogte sich.

Frau Bugge erwiderte seine Rede mit freundlichem Lächeln.

„Ja, lieber Konsul — ich meinstenfalls habe ja schon seit Jahren gehut, daß Ihnen dieses Unglück drohte.“

„Sehen Sie, Frau Bugge, — so was bemerken immer nur die Frauen. Dagny hat mir so etwas angedeutet und wenn sie mich jetzt an dieses und jenes erinnert, so sehe ich, daß ich wirklich ein Brett vorm Kopf gehabt haben muß. Aber setzen Sie sich, Frau Bugge, sehen Sie, das ist der Platz für meine liebsten Besuche.“

Frau Bugge verschwand beinahe in dem mächtigen Lederüberzogenen Lehnstuhl.

„Ich habe mich so darauf gefreut, Sie heute Abend auf Mjell zu sehen. Sie wollen mir doch hoffentlich keine Absage bringen?“

„Tausend Dank, nein, ich komme. — Aber ich wollte jetzt gern ein Wort mit Ihnen reden — wegen — wegen —“

„Ueber das große Unglück?“

„Ja, Sie werden es vielleicht sonderbar finden, daß ich sogleich mit Familienangelegenheiten zu Ihnen komme. Aber ich glaube, Sie kennen mich gut genug um zu wissen, daß ich es nicht ohne ernstesten Grund tun würde.“

Konsul Arenz verbogte sich von seinem Stuhl aus.

„So will ich Ihnen denn ohne weitere Umschweife sagen, was ich auf dem Herzen habe. Ich glaube, ich habe Kaspers Entwicklung so genau verfolgt, wie es nur einer wachsamem Mutter möglich ist. Ich kenne ihn vielleicht besser wie die meisten Mütter ihre Kinder kennen. Und wie die Verhältnisse lagen, ist das ja auch ganz natürlich. Ich habe ja niemand als ihn gehabt in meinem ganzen Leben. Und ich hoffe zu Gott, daß ich ohne mich zu täuschen sagen darf, er ist ein braver und tüchtiger Mensch.“

„Das wissen wir alle, Frau Bugge.“

„Und jetzt, wo er die Frau heimführen darf, die er sich seine ganze Jugend hindurch gewünscht hat — da glaube ich, daß er jetzt im großen und ganzen in einen guten sichern Hafen eingelaufen ist. Ich hoffe und glaube ganz bestimmt, daß ihm — und auch Ihrer lieben mutigen Dagny — alles zum Segen gereichen wird.“

„Dabon bin ich fest überzeugt, Frau Bugge.“

„Aber Herr Konsul, Sie wissen ebenfogut wie ich: wenn zwei Menschen sich aneinander binden, so können auch die glänzendsten Aussichten sich verdunkeln und fehlschlagen. Das ist eben das Merkwürdige bei uns Menschen, daß wir uns selbst oft so wenig kennen, solange wir jung sind. Und wenn wir in ein so nahes und zartes Verhältnis zueinander treten, wie es die Ehe ist, so entdecken wir manchmal Eigenschaften

in uns, von denen wir früher nichts wußten, die eben erst durch ein solches Verhältnis zutage treten.“

Konsul Arenz nickte ernst. Frau Bugge fuhr sich mit dem Taschentuch über die Augen und sprach dann weiter.

„Diese Seiten in unserer Natur sind ja deshalb nichts Neues. Sie sind nur nicht eher zur Betätigung gekommen und früher nie in ein so großes Licht gerückt worden.“

Ich habe ja in meinem Leben so viel über all diese Sachen nachgedacht. Es ist schrecklich, wenn man daran denkt, daß diese gefährlichen Mächte plötzlich in einem erwachen können wie aus einer dunklen, unbekanntem Tiefe. . . Wenn ich von zwei jungen Menschenkindern höre, die sich heiraten wollen, so ist mir förmlich, als ob ich Gespenster um sie her sähe. Und jetzt ist ja auch für meinen eigenen Kasper die Stunde gekommen.“

Frau Bugge hielt inne und blickte vor sich nieder.

„Kasper hat von jeher eine starke, ich möchte beinahe sagen, gewalttame Natur gehabt, im Guten wie im Schlimmen. Seine ganze Jugend hindurch hat er zwischen den Extremen hin und her geschwankt. Das ist ja an und für sich nichts Böses, im Gegenteil, es liegt etwas Großes und Stolztes darin. Aber wenn ich ihn mir jetzt in der Ehe denke — so ist mir, als ob darin eine Gefahr läge. — Es kann das alles so plötzlich über einen hereinbrechen. Kasper ist ja schließlich alt genug, um für sich selbst einzustehen — und Dagny auch, aber ich habe es für meine heilige Pflicht gehalten an ihr Verständnis und ihre Hilfe zu appellieren, damit alles, was in menschlicher Macht steht, geschieht, um die Gefahr wenigstens abzuschwächen, — um ihrer beider willen. — Dagny hat Ihnen vielleicht schon gesagt, Herr Konsul, daß Kasper die Absicht hat, sobald sie verheiratet sind und sein halbjähriger Urlaub abgelaufen ist, wieder nach Ostasien zurückzukehren, um seine dortige Stellung und Arbeit wieder aufzunehmen.“

„Nein, ich habe überhaupt noch nicht soviel mit Dagny darüber gesprochen.“

„Ja, aber es ist so. Und der Gedanke erschreckt mich. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu erklären weshalb. Die beiden werden dort draußen unter all den fremden Verhältnissen in mancher Beziehung ganz allein sein, so ausschließlich aufeinander angewiesen. Sehen Sie und wenn dann irgend etwas Schlimmes passieren sollte, so ist es gleich so rettungslos, so ganz zum Verzweifeln.“

Konsul Arenz lehnte sich nachdenklich in seinen Stuhl zurück, Frau Bugge trocknete sich wieder die Augen und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Ich habe in meinem eigenen Leben so traurige Erfahrungen gemacht.“

Konsul Arenz erhob sich und ging auf und ab.

„Sie haben so sehr recht, Frau Bugge. Ich verstehe Sie vollkommen. Sie brauchen nicht zu fürchten, daß ich Sie in irgend etwas mißverstanden hätte.“

„Sie wissen ja, daß ich meinem Jungen nichts Böses nachsagen will. Vielleicht bin ich auch übertrieben ängstlich. Aber das, was jetzt vor ihm liegt, ist für mich etwas so entsetzlich Ernstes.“

„Ich bin Ihnen so dankbar dafür, daß Sie zu mir gekommen sind und ich denke, ich werde das Vertrauen rechtfertigen können, das Sie in mich setzen. Das Ganze ist so überraschend gekommen — ich weiß es erst seit gestern Morgen — und so hab ich bis jetzt noch nicht viel darüber nachgedacht, wie alles werden soll. Ich sehe da ja so ganz allein mit meinen beiden kleinen Mädchen. — Elise ist noch ein Kind — und so ist ja eigentlich nichts natürlicher, als daß Kasper mit in mein Geschäft eintritt. Er ist ja in jeder

Beziehung wie geschaffen dazu. Ich brauche einen jungen Kompagnon und da kann ich mir gewiß keinen besseren wünschen, als meinen eigenen Schwiegersohn. Wenn ich an das denke, was Sie mir da eben gesagt haben, Frau Bugge, so wäre es ja auch für mich eine schwere Sorge, meine Dagny in so weiter Ferne zu wissen. Und was ein Vater unter solchen Umständen zu tun vermag — will ich gerne tun, um Ihren Sohn dazu zu bewegen, daß er auf meine Pläne eingeht. Für einen jungen Mann könnten sie ja sogar manches Verlockende haben — wie Sie sich denken können. Jedenfalls ist es etwas Sichereres als das, was er da draußen unternommen hat, wenn er auch dort gewiß Ausgezeichnetes und Hervorragendes geleistet hat.“

Kasper Bugge hatte einen schweren Kampf zu bestehen. Konsul Arenz Anerbieten und die Bitten seiner Mutter — ihm war, als ob sich plötzlich ein Schatten über sein Blick gelegt hätte — so ganz undenkbar, als ob sein ganzes Leben dadurch zerstört wäre. Sein Wille, sein ganzes Wesen lehnte sich in wildem Trotz dagegen auf.

Aber sie baten ihn, es sich zu überlegen. Er hatte ja eigentlich nie an die Möglichkeit gedacht, zu Hause zu bleiben. Und wie er jetzt Tag und Nacht darüber nachdachte, fühlte er, daß das Leben in der Heimat doch einen großen Reiz für ihn hatte. — Seine Mutter, die unter keinen Umständen mit ins Ausland gehen wollte, — die Stadt, die Berge, der Strand, die Schären — er liebte das alles ja so sehr und gerade jetzt bei seiner Rückkehr hatte er gefühlt, wie tiefinnerlich er damit verwachsen war. — Konsul Arenz kapitalträchtiges Geschäft, das er ganz nach eigenem Ermessen leiten konnte — den alten Betrieb nach modernen Grundsätzen umgestalten — und das Zusammenleben mit Dagny in der Fülle, der Behaglichkeit und dem Reichtum des eigenen Heims —

Und dann zog seine Sehnsucht ihn wieder in die weite Welt hinaus, unbändig, durch alle Fibern seines Wesens bebend. — Ja, ihm war zu Mut wie einem Sturmvoegel, dem man die Flügel binden will.

Mitten in der Nacht konnte er aufspringen und dann wollte er hinunter zu seiner Mutter oder zu Konsul Arenz, um alledem ein Ende zu machen. Aber dann kamen wieder die milden Stimmen — Bitten, Ueberreden, Vorstellungen — und die Sommertage gingen dahin, so sonnenhell und rasch.

Und eines Tages fragte Andreas Meerdrum ihn, was er glaubte, daß Dagny sich im Grunde wünschte.

Dagny machte alles mit ihm durch. In all dem wechselnden Wellenschlag stand sie ihm treu zur Seite — klug und klar. Sie ging auf alles ein, verstand alles — aber sie bat ihn, er möchte sie nicht um Rat fragen.

„Mein Rat würde Dich beeinflussen, Kasper, und das ist nicht richtig. Ich habe Dir darüber nichts weiter zu sagen, als daß Du schließlich nach Deinem eigenen Willen handeln mußt. Das ist alles. Ich folge Dir bis ans Ende der Welt. Wo Du bist, da werde ich auch sein, mit meinem ganzen Ich. Darauf kannst Du Dich fest verlassen.“

Das ging so eine ganze Woche. Zuletzt wurde er müde und die peinliche Ungewißheit machte ihn ganz verwirrt. Aber seine Ratgeber hielten fest an dem, was sie nun einmal für richtig erkannt hatten. Und schließlich wollten sie ja doch nur das Beste und Vernünftigste für ihn und Dagny.

Ihm war, als ob er in einem zerbrechlichen Boot säße, das rastlos aus- und eingejagt wurde. Bald lag es draußen auf offenem Meer — weit hinter den äußersten Schären, bald trug irgend eine starke Strömung seines Herzens ihn wieder auf das Land zu.

(Fortsetzung folgt.)

Absolutismus und Parlamentarismus.

Von H. Conrady.

(Schluß.)

Auf der anderen Seite wich Karl, als die Neuwahlen von 1827 trotz des reaktionären Wahlsystems eine liberale Majorität ergaben, zunächst ein Stück zurück, indem er das farblose Ministerium Martignac berief. Er war so wenig liberal wie reaktionär, und erfuhr daher schließlich Opposition von beiden Seiten. Die erste parlamentarische Niederlage des Ministeriums Martignac war für den König ein willkommenes Anlaß, es unter groben Anschuldigungen zu entlassen. Es war bloß ein Lückenblüher gewesen und hatte immer schon mit dem mächtigen Einfluß der höfischen Kamarilla zu kämpfen gehabt, mit der reaktionären, geheimen Nebenregierung im Palais, die das Ohr Karls X. hatte. Man machte dem König auch dadurch Mut zur Entlassung des bisherigen und zur Berufung eines stockreaktionären Kabinetts, daß man ihm auf einer Reise durch Frankreich mittels wohlorganisierten Lebehochgebrülls der Hurrafanille vorpiegelte, das Volk sei „Königstreu“, die Opposition auf eine kleine Rotte von Menschen beschränkt. Im August 1829 ward das Ministerium Polignac berufen. Der Name des Chefs, des Fürsten Polignac, eines fanatischen Absolutisten und Aristokraten, sprach allein Bände: Polignac, das hieß die äußerste Reaktion, die komplette Gegenrevolution. Seine Kollegen waren gleichwertig und gleichbeliebt. Besonders verhaßt war der Kriegsminister Bourmont, der als General Napoleons vor den Schlachten von Ligny und Waterloo zu den Verbündeten übergelaufen war und also in ganz Frankreich für einen gemeinen Verräter galt.

Das neue Kabinett ward sofort allgemein als Staatsstreichskabinett angesehen. Ehe es sich noch den Kammern präsentiert hatte, ward im Lande schon der Widerstand gegen die zu erwartende Revolution von oben organisiert. In zahlreichen Provinzen bildeten sich Steuerverweigerungs-gesellschaften, um dahin zu wirken, daß unbewilligte Abgaben auch nicht bezahlt würden. Inzwischen verhielt sich das Ministerium noch abwartend, bis Anfang März 1830 die Kammern zusammentraten. Die Thronrede bereits enthielt eine ganz unzweideutige Bedrohung mit dem Staatsstreich, sofern die Opposition nicht kuscheln wollte. Diese antwortete mit einer Adresse an den König, die mit 221 gegen 181 Stimmen angenommen wurde; darin war mit dürren Worten gesagt, daß das Ministerium Polignac nicht das Vertrauen der Kammer besitze, und daß das Land den Despotismus nicht wolle. Darauf ward das Parlament vertagt. Es war klar, daß der Vertagung die Auflösung folgen werde, und die Opposition trat sofort in die Wahlagitatio ein. In der Tat sprach die Regierung bloß deshalb nicht sofort die Auflösung aus, um erst die Wahlen „vorbereiten“. Dies sollte insbesondere dadurch geschehen, daß die Aufmerksamkeit des Landes von den inneren Angelegenheiten auf die äußeren gelenkt, die öffentliche Meinung durch auswärtige Erfolge günstig gestimmt werde. Es ward mit dem Gedanken eines Krieges gegen Deutschland zur Eroberung des linken Rheinuferes gespielt und ernst gemacht mit einem kolonialen Abenteuer, einer Expedition zur Eroberung von Algier, das dem auch Anfang Juli 1830 genommen wurde. Die erhoffte Wirkung auf Frankreich trat aber nicht ein. Profit hatten ja auch von der Einnahme Algiers bloß die zahlreichen Spitzbuben im vornehmsten Noth, die sich nach der Uebergabe die Taschen mit algerischem Gelde füllten. Für die übrigen Franzosen sprang weiter nichts heraus, als eine neue Vermehrung der Staatsschuldenlast um einige 80 Millionen. Die Wahlen hatten inzwischen, nachdem am

16. Mai die Deputiertenkammer aufgelöst worden war, begonnen. Der König selber appellierte unter Beteuerung seiner redlichen Absichten an die Wähler, „Wohlgesinnte“ in die Kammer zu schicken. Das war aber verlorene Liebesmüh. Als sich Mitte Juli das Gesamtergebnis übersehen ließ, stellte sich heraus, daß nicht nur die 221 Oppositionellen wiedergewählt worden waren, die in der letzten Kammer für die mißliebige Adresse gestimmt hatten, sondern daß außerdem die Rechte noch einige 40 Mandate an die Linke verloren hatte. Es war mit Bestimmtheit voranzusehen, daß die Mehrheit dem Ministerium Polignac das Budget verweigern werde.

Der König und seine Ratgeber hatten also bloß die Wahl zwischen Parlamentarismus und Absolutismus: entweder mußte ein Kabinett aus der Mehrheit der zweiten Kammer gebildet oder aber ein Staatsstreich gewagt werden. An ersteres dachte der König nicht im Traume, zu letzterem waren seine Einbläser von vornherein entschlossen gewesen, und Karl war seit langem gehörig dazu scharf gemacht worden. Er wird sich wohl bis zu den Wahlen damit getröstet haben, daß sie nach seinem Sinn ausfallen und die ultima ratio unnötig machen würden. Nun sie aber die Niederlage der Regierung gebracht hatten, trieb den König sein Hochmut, seine Selbstherrlichkeit zum Staatsstreich. Es ward ihm auch klargemacht, daß die Sache weiter nicht gefährlich sei. Im schlimmsten Falle habe man das herrliche Kriegsheer, um etwaige Anführer zusammenzuschießen. Mit einer Massenerhebung aber sei gar nicht zu rechnen, weil die Liberalen der Deputiertenkammer bei dem Zensuswahlrecht bloß die Vertreter des besitzenden Bürgertums seien, das von den Massen gehaßt werde. Das war nicht so unrichtig, wenn auch der Klassengegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat noch wenig hervorgetreten war. Man übersah aber, daß die Massen das Kunstturn wie die Pest haßten und ohne weiteres bereit waren, ihr Blut zu vergießen, um den Sieg der Reaktion und die damit gleichbedeutende Ausföhrung durch die feudalen Schmaroher abzuwehren: die Emigrantennilliarde war unvergessen und ließ eine Schröpfung um so und so viele weitere Milliarden mit Sicherheit erwarten, wenn die Edelsten und Besten nach Belieben wirtschaften konnten. Und ebenso wie das Kunstturn haßten die Massen den Despotismus, der unabsehbares Unheil über das Land bringen mußte. Daß ein Willkürregiment mit dem modernen Wirtschaftsleben unverträglich sei, wurde schon durch die allerersten ökonomischen Folgen des Staatsstreiches über jeden Zweifel erhoben, als nun der große Coup wirklich erfolgte.

Der Staatsstreich bestand im Erlaß von fünf, am 25. Juli beschlossenen Ordonnanzen, königlichen Verordnungen. Dadurch ward einmal die neue Kammer verfassungswidrig aufgelöst, ehe sie noch zusammengesetzt war. Es sollten abermalige Neuwahlen stattfinden und zwar nach einem neuen Wahlgesetz, das verfassungswidrig oktroyiert wurde. Das wichtigste hieran war, daß hinfort bei der Berechnung des Wahlzensus die Patent- oder Gewerbesteuer nicht mehr mitgerechnet werden sollte, wodurch die meisten Gewerbetreibenden das Wahlrecht einbüßten und ein Parlament gesichert wurde, das zur großen Mehrheit aus Regierungslenten bestehen und ein bloßes Feigenblatt für den Absolutismus darstellen mußte. Schließlich oder vielmehr zwörderst wurde durch die erste Ordonnanz die Pressefreiheit aufgehoben, die Zensur eingeführt. Diese Maßregel ward offenbar deshalb an die Spitze gestellt, weil man vor dem Einfluß der Presse am meisten Angst hatte. Die Unterdrückung der Pressefreiheit tat denn auch das meiste, um den Widerstand gegen den Staats-

streich auf der Stelle hervorzubrechen zu lassen. Einmal traten die oppositionellen Journalisten sofort mit einem Aufruf hervor, worin sie die Herrschaft des Gesetzes für unterbrochen, die Herrschaft der Gewalt für begonnen erklärten, der ungesetzlichen Regierung Widerstand ankündigten und das Volk zum Widerstand aufforderten. Sie wichen denn auch bloß der Gewalt, als die Regierung die oppositionellen Blätter am 26. Juli unterdrückte. Dieser Gewaltakt aber provozierte auf der Stelle auch einen Widerstand größerer Massen: die Zeitungsbesitzer entließen ihre sämtlichen Angestellten, das gleiche geschah in den Papiermühlen und anderen Etablissements, die an den großen Zeitungen ihre Abnehmer hatten. 6000 Arbeiter standen auf einmal arbeitslos, brotlos auf der Straße und taten natürlich das ihre, um die Empörung allgemein zu machen und der Staatsstreichbande eine Überraschung zu bereiten. Am 26. blieb es noch bei Worten, am 27. kam es bereits zu stürmischen Kundgebungen und fielen auch schon Schüsse. In der Nacht zum 28. organisierte sich der bewaffnete Widerstand. Barrikaden sprangen aus der Erde, die Sturmgloden heulten, die Marseillaise erklang: „Aux armes, citoyens!“, „In den Waffen, Bürger!“ hörte man und dazwischen den Ruf „Tod den Ministern!“, „Nieder mit den Bourbonen!“

Am 28. entbrannte der Straßenkampf auf der ganzen Linie. Das Militär, unter Marschall Marmonts Befehl, war in einer Anzahl von Kolonnen nach verschiedenen Seiten angriffsweise vorgegangen. Der Angriff ward aber unter schweren Verlusten der Truppen vom Volk überall zurückgeschlagen, das Militär bis zum Abend auf die Tuilerien und den Louvre zurückgedrängt. Am Abend des 28. waren die Truppen schon in ganz ekelder Verfassung. Sie waren ausgehungert, weil sie für das Geld, womit sie, anstatt mit Lebensmitteln, versorgt worden waren, nirgendwo etwas kaufen konnten. Niemand verabsolgte ihnen auch nur einen Schluck Wasser, und die Hitze war sehr groß. Dazu waren die Soldaten niedergeschlagen, weil der Kampf gegen das Volk ihnen in der Seele zuwider war. Schon gingen viele einzelne zum Volk über, am 29. fielen geschlossene Abteilungen ab, im ganzen 6 Regimenter. Das Volk erklärte den Louvre und die Tuilerien, und die Reste der Truppen flüchteten in wilder Panik aus Paris. Der König in St. Cloud hatte sich bislang immer noch Illusionen hingegeben. Schon am 28. Juli hatte ihm Marschall Marmont geschrieben, das sei kein Aufstand mehr, sondern eine Revolution, und zu Konzessionen geraten. Davon wollten der König und seine Leute aber nichts wissen, und noch am Morgen des 29. ward der Ernst der Lage in St. Cloud nicht erkannt. Zuletzt blieb freilich kein Zweifel mehr möglich. Aus allen Wolken gefallen, schiedle der König nach Paris und offerierte Entlassung des Ministeriums Polignac und Zurücknahme der Ordonnanzen, also Unterwerfung unter das Parlament. Aber „zu spät“ hieß auf dem Stadthaus die Antwort. Karl wollte seine Sache noch nicht verloren geben und machte mit seinem immer mehr zusammenschmelzenden Anhang noch eine Zeitlang die Umgegend von Paris unsicher. Aber schließlich mußte der gestürzte Potentat erkennen, daß alles verloren, daß es höchste Zeit sei, sich nach England aus dem Staube zu machen. Hier fand er das gesuchte Asyl, obgleich die Sympathien in England allgemein auf Seiten der Revolution waren. Unangenehme Wahrheiten blieben dem Exkönig aber nicht vorenthalten; so ließ sich z. B. ein britischer Staatsmann über Karls Schicksal vernehmen: „Er stürzte ins Verderben, weil er nach dem Despotismus griff. Dies ist immer das Los des Menschen, wenn er der Vernunft

nicht Gehör gibt und dem schlechten Rat der Schmeichler folgt. Und so muß es allen gehen, die nicht weise genug sind, zu begreifen, daß nur die Macht, die sich auf Gesetze stützt, dauert, und daß nur das eine ehrenwerte Gewalt ist, die aus freien Einrichtungen, wie aus der Liebe des Volkes hervorgeht. Karl wollte ohne Gesetze herrschen und an die Stelle der Rechte seines Volkes bloße Zugeständnisse setzen. Er wollte da befehlen, wo er hätte folgen sollen. So stand Gewalt gegen Gewalt, und die des Volkes vernichtete die des Despotismus."

Die Lehren dieser Ereignisse werden gewiß an denen, die in Deutschland sich mit Staatsstreichgedanken tragen, verloren sein: wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie zuvor mit Blindheit. Dagegen ist das Proletariat gewöhnt, sich keinen Illusionen hinzugeben, sondern die Tatsachen ins Auge zu fassen. Tatsache ist, daß in Deutschland der Entscheidungskampf zwischen dem Parlamentarismus und dem mit dem Junker- und Scharzmachtum verbündeten Absolutismus noch nicht ausgefochten ist. Ihn anzufechten wäre die geschichtliche Mission des liberalen Bürgertums gewesen. Aus Angst vor dem Proletariat ist es aber auf halbem Wege stehen geblieben, um schließlich gar mit den Myrmidonen des Selbstherrschertums gemeinsame Sache zu machen. So hat das Proletariat das Versäumte nachzuholen. Bei dieser Aufgabe können ihm die Lehren der Vergangenheit nützlich sein. —



Die Geschichte der Planeten-Entdeckungen.

Von Felix Linke.

Die Bemühungen jedes Beschauers, beim Anblick des Sternenhimmels Regelmäßigkeit in die Mannigfaltigkeit des Bildes zu bringen, reichen natürlich bis in die Anfänge der Menschheit zurück. Die ältesten schriftlichen Ueberlieferungen, wie die chinesischen Annalen, die ägyptischen Papyrus, die assyrischen Zinschriften, die Bibel und Homer sprechen schon von benannten Sterngruppen; sie waren ihnen bereits geläufig. Sonne und Mond nahmen selbstverständlich eine Sonderstellung ein. Als ebenso bekannt in der ältesten auf uns überkommenen Literatur treten uns aber auch schon die alten großen Planeten entgegen. Ihre Besonderheit, unter den sonst scheinbar feststehenden, wie am Himmel angeheftet erscheinenden Sterngruppen ihre Stellung mit der Zeit zu verändern, mußte offenbar auch schon den ersten denkenden Beschauern des Firmaments aufgefallen sein. Sie wurden daher — und mit ihnen Sonne und Mond, die sich ja ebenfalls bewegten — als Wandelsterne bezeichnet. An diese allgemeine Kenntnis schloß sich sodann — wenigstens in der klassischen Welt — die uns durch den „Imagest“ überkommene alte Anschauung vom Bau der Welt an. Der „Imagest“ ist ein noch heute existierendes Buch, das etwa vierzehn Jahrhunderte hindurch eine Art astronomische Bibel darstellte, von deren Inhalt im wesentlichen nichts weggenommen und zu dem im Prinzip auch nichts hinzugefügt wurde. Er wurde etwa in der Mitte des zweiten Jahrhunderts von dem alexandrinischen Astronomen Ptolemäus unter Benutzung älterer Beobachtungen, besonders des Hipparch, verfaßt. Obgleich Ptolemäus' System in vielen wichtigen Punkten irrig ist, stellt es doch die Form der scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper im allgemeinen mit großer Genauigkeit dar und ist trotz seiner Mängel und großen Fehler ein hervorragendes Zeugnis glänzendsten Scharffinnes und bewunderungswürdigster Forschergabe.

Ptolemäus stellte in dem nach ihm benannten Weltssystem die kugelförmig gedachte Erde in das bewegungslose Himmelszentrum und ließ die Planeten sich um sie in Kreisbahnen bewegen. Ihr zunächst sollte der Mond herumlaufen, sodann sollte sie in fortschreitend größeren Entfernungen vom Merkur, von der Venus, der Sonne, vom Mars, Jupiter und endlich vom Saturn umkreist werden. Diesen Himmelskörpern, deren Reihenfolge übrigens in Wirklichkeit eine andere ist, ordnete man sogar irdische Dinge zu, wie z. B. Metalle, die inneren Organe des Menschen usw., etwa wie dieses:

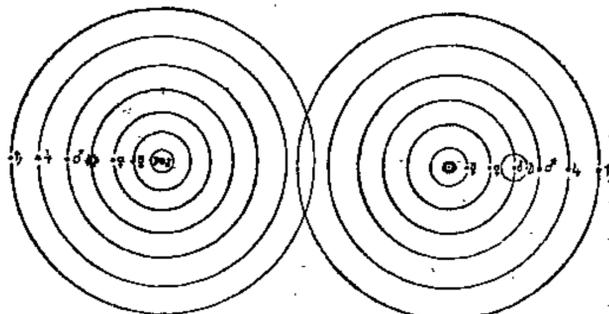
☾ Mond	Silber	Gehirn
☿ Merkur	Quecksilber	Lunge
♀ Venus	Kupfer	Niere
☼ Sonne	Gold	Herz
♂ Mars	Eisen	Galle
♃ Jupiter	Zinn	Leber
♄ Saturn	Blei	Milz

Dementsprechend wurden auch die Zeichen für die betreffenden Gegenstände gewählt. Aber auch weiter in die Praxis des Lebens griff die Existenz dieser sieben Planeten ein. Die alten Chaldäer legten der Zeitrechnung die Wochenperiode zugrunde, weil sie sieben Planeten zur Verfügung hatten. Sie ließen eine jede Tagesstunde von einem Planeten regieren und setzten als Regenten des ganzen Jahres denjenigen Planeten fest, dessen Herrschaft auf die erste Stunde des ersten Tages im Jahre fällt.

Es ist übrigens hochinteressant, zu bemerken, wie scheinbar gering der Unterschied der beiden Weltssysteme, des alten Ptolemäischen und des Kopernikanischen, eigentlich ist. Zeichnen wir uns den Sachverhalt nebeneinander, so erkennen wir das leicht. Wir brauchen bloß die Stellung des Systems Erde-Mond zu vertauschen mit der Sonne, um ein System in das andere überzuführen.

Aber was diese Vertauschung bedeutet!

Wenn man die Menschen scheidet in geistig normale und geistig nicht normale, so macht die erstere Gruppe den weitaus größten Teil aus. Kommt nun aber jemand, der behauptet, daß eigentlich die sogenannten geistig Normalen ins Irrenhaus gehören und nicht die anderen,



Ptolemäisches Weltsystem.

Kopernikanisches Weltsystem.

so wird man ihn zu seiner eigenen Sicherheit und zum öffentlichen Wohle von der übrigen Menschheit abschließen. In solcher Lage etwa befand sich aber Kopernikus, als er sein System der staunenden Menschheit offenbarte. Was er lehrte, war ja die Umkehrung alles dessen, was jeder jeden Tag mit seinen eigenen Augen beobachten konnte! Und wie kompliziert mußte jedem Laien auf den ersten Anblick dieses kopernikanischen Systems erscheinen! Was sich augenscheinlich so einfach vollzog, sollte auf einmal eine doppelte Bewegung besitzen! Und doch ist es so, und das scheinbar Einfache ist in Wirklichkeit das Kompliziertere, ja so kompliziert, daß es bis dahin nicht gelungen war, die Bewegungen der Planeten rechnerisch nachzuahmen, was man auf die andere Weise ebenso genau wie einfach kann.

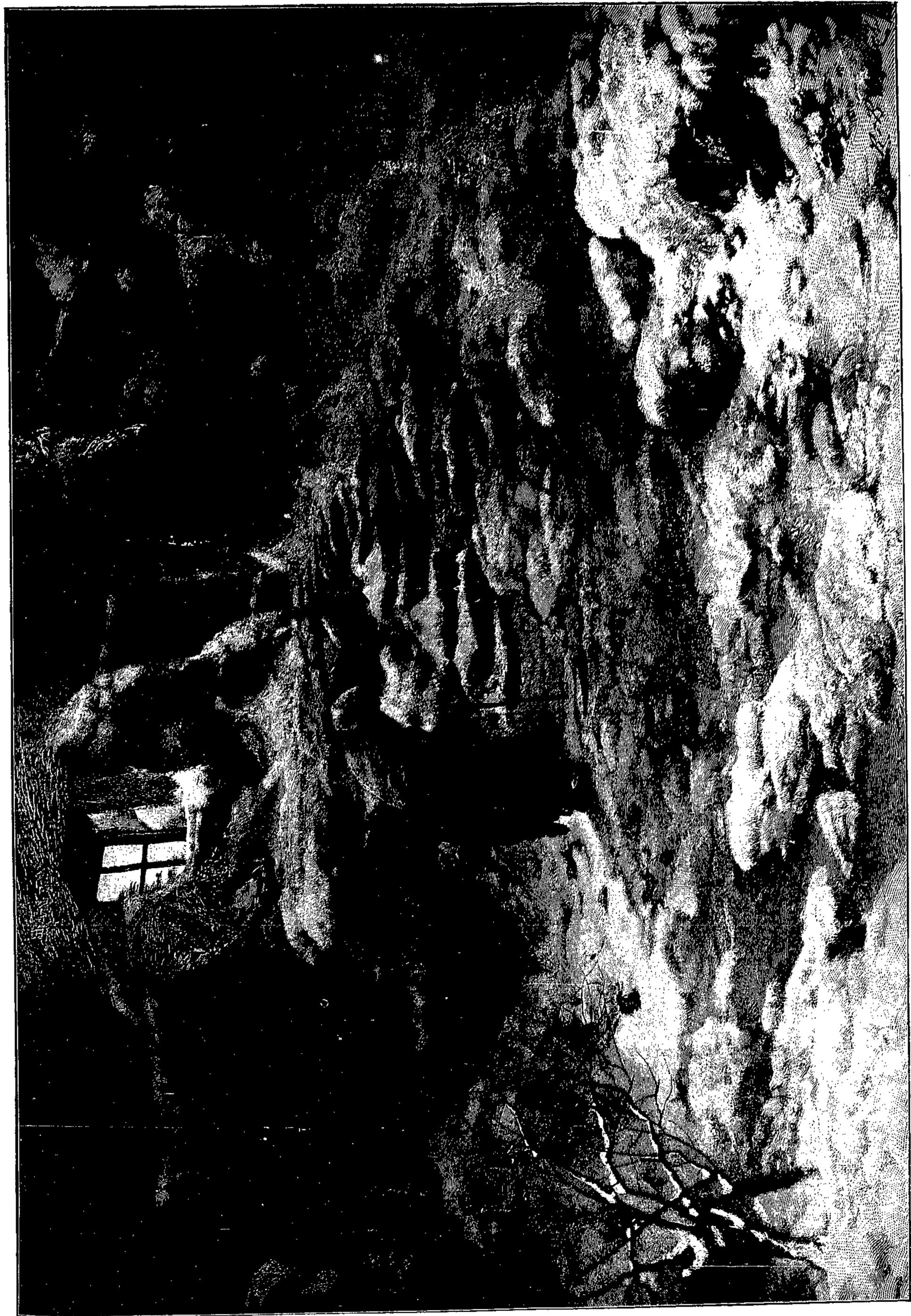
Die Zahl der Planeten wurde durch Kopernikus' System auf sechs herabgedrückt; Sonne und Mond schieden aus; erstere wurde Haupt-

und Zentralkörper des ganzen Systems, und der andere wurde Nebenkörper der selbst zum Planeten degradierten Erde.

Dieser Zustand blieb nun lange bestehen. Die Naturwissenschaften traten in ihr bekanntes Entwicklungsstadium ein und wurden mehr beachtet als je zuvor. Es ist daher kein Wunder, daß zu den sehr fruchtbaren Gebieten der Naturwissenschaft sich eine Menge von Leuten hingezogen fühlten und dort für ihre Spekulationslust ein breites und fruchtbares Feld erhofften und fanden. Auch der geniale und mit einer blühenden Phantasie ausgestattete Kepler tummelte sich hier. Er war überzeugt, daß in dem Sonnensystem eine hohe Einheit verkörpert sei und bewegte sich auf den verschlungensten Pfaden, um die von ihm vermuteten Gesetzmäßigkeiten aufzufinden. Unter vielem anderen beschäftigte ihn auch die Frage, welches Gesetz wohl die Abstände der Planeten von ihrem Zentralkörper, der Sonne, befolgen möchten. Seine geistreichen Kombinationen führten ihn auch zu einer Lösung, die aber eine Eigentümlichkeit zeigte, welche seinen Geist nach anderer Richtung anregte. In seinem 1596 erschienenen Werke „Mysterium cosmographicum“ schreibt er: „Ich bin kühner geworden und setze zwischen Mars und Jupiter einen neuen Planeten“. — Sicher haben sich in der folgenden Zeit viele Leute mit Keplers Idee abgegeben; die allgemeinere Aufmerksamkeit der Astronomen aber lenkte sich erst später durch den Mathematiker Lambert und besonders durch Daniel Titius, einen Wittenberger Mathematikprofessor, wieder auf Keplers Idee zurück. — Titius, und wahrscheinlich vor ihm schon andere, stellte eine Reihe auf, die die Entfernungen der Planeten von der Sonne in geschmackig aufeinander folgenden Entfernungsschritten ausdrückte.

Die mittlere Entfernung Saturn-Sonne, d. h. die größte in dem damals bekannten Planetensystem, ist hier gleich 100 gesetzt; sie beträgt 14,25 Millionen Kilometer. — Man sieht, die wirklichen Abstände der Planeten weichen von denen, die die Reihe fordert, nicht allzu sehr ab; und früher gab man die Abstände in geographischen Meilen an, so daß sie noch geringer erschienen. Das Bildungsgesetz der Reihe ist sehr leicht zu erkennen; der zweite Faktor „3“ ist für den folgenden Planeten immer doppelt so groß: 1—2—4—8—16—32. — Es war übrigens stets unbemerkt geblieben, daß in der Reihe das Bildungsgesetz nicht streng durchgeführt ist, so oft auch von ihr gesprochen wurde. Erst Gauß, der größte Mathematiker aller Zeiten, machte darauf aufmerksam, daß das erste Glied für Merkur falsch gebildet ist; denn wenn jedes zweite Glied der folgenden Reihe doppelt so groß sein sollte wie das vorangehende, dann hätte es bei Merkur nicht heißen dürfen: 0×3 , was doch gleich 0 ist, sondern $\frac{1}{2} \times 3$, und das ist $1\frac{1}{2}$, wodurch dieses Glied hieße: $4 + \frac{1}{2} \times 3 = 5,5$, was einer Entfernung von 78,4 Millionen Kilometer gleichgekommen wäre und einen Unterschied von 20 Millionen Kilometer gegen die wirkliche Entfernung ausmacht.

Aber in noch einem Punkte wich die Reihe von der Wirklichkeit ab. Es fiel auf, daß auf den Faktor 4 im zweiten Gliede beim Mars nicht erst 8, sondern sofort 16 folgte. Wie schon erwähnt, vermutete Kepler dort noch einen unbekanntem Planeten, der sich zwischen Mars und Jupiter um die Sonne bewegen müsse. Solange aber die Reihe auch schon bekannt war, von einem solchen Planeten war nirgends eine Kunde zu erlangen. Eine wirkliche Grundlage, auf der man den vermuteten Planeten finden konnte, hatte man nicht, denn die Zahl der numerischen Beziehungen, die zwischen den Sonnenentfernungen, den Mäßen, den Umlaufzeiten usw. der Planeten durch Reihen-



Karl Rašek: „Wo des Glückes Schein — Pflegt selten Galt zu sein“.

bildungen hergestellt werden können, ist naturgemäß sehr groß. Nehmen wir — um ein Beispiel des amerikanischen Astronomen *Newcomb* anzuführen — 40 oder 50 Zahlen irgendwelcher Art, z. B. die Jahre, in denen einige wenige Personen geboren worden sind, ihr Alter in Jahren, Monaten und Tagen bei einem besonderen Ereignisse ihres Lebens, die Nummern der Häuser, in denen sie wohnen, u. dgl. mehr, so werden wir ebenso viele eigentümliche Beziehungen zwischen diesen Zahlen auffinden können, wie zwischen jenen des Planetensystems gefunden wurden. Niemand wird aber behaupten wollen, daß solche Verhältnisse in irgend einem tieferen gesetzmäßigen Zusammenhange ständen. Sie bleiben Spiele der Phantasie und Kombinationslust.

Die Titiusche Reihe blieb nach wie vor Gegenstand lieber Beschäftigung, und ihre fast zauberhafte Anziehungskraft erfuhr neue Nahrung durch ein für die Astronomie recht bedeutungsvoll gewordenen Ereignis. Friedrich Wilhelm Herschel, damals noch ein fast gänzlich unbekannter Liebhaber der Sternkunde, hatte sein selbstverfertigtes siebenfüßiges Spiegelteleskop auf einem Grasplatze hinter seinem Hause, *New Kingstreet 19* in *Bath* (im Südwesten von England), aufgestellt, und beobachtete am 13. März 1781 in den Zwillingen. Als er den Himmel nach Doppelsternen durchmusterte, traf er zufällig auf ein verhältnismäßig helles, nebelähnliches, doch nur einige Sekunden großes, rundes Objekt, dessen Bewegung bald zeigte, daß es weder ein Nebel noch ein Fixstern sein könne. Der *Royal Society* in London kündigte Herschel am 26. April 1781 die Entdeckung eines neuen Kometen an, wofür er das Objekt gehalten. Man benutzte daher die gewonnenen Beobachtungen, um eine parabolische Bahn zu berechnen. Voraussetzung ist dabei, daß der betreffende Himmelskörper aus unendlicher Entfernung kommt, von der Sonne durch deren Anziehungskraft von seinem Wege abgelenkt wird und sich dann in bestimmter gesetzmäßiger Weise ein Stück seines Weges um die Sonne bewegt, worauf er auf Nimmerwiedersich im endlosen Weltraum verschwindet. Wäre nun der von Herschel aufgefundenen Körper ein Komet gewesen, so hätte der nächste Punkt seiner Bahn von der Sonne vierzehnmal so weit entfernt sein müssen wie die Erde. Das würde jedoch einen so abnormen Fall im Sonnensystem bedeutet haben, daß er als sehr unwahrscheinlich galt. Der geniale französische Mathematiker *Laplace* zeigte denn auch bald, daß Herschels Entdeckung einen Planeten betraf, dessen mittlere Entfernung von der Sonne über neunzehnmal so groß wie die Entfernung Sonne-Erde.

Die Berechnung einer geschlossenen Bahn ergab, daß der Planet schon früher beobachtet worden ist, ohne daß man seine wahre Natur erkannt hätte. So fand *Bode*, Direktor der Berliner Sternwarte, sieben Beobachtungen von *Flamsteed* auf, eine davon aus dem Jahre 1690, also 91 Jahre vor Herschel! Auch andere Beobachter haben ihn, teils sehr oft, beobachtet; nur deren Lässigkeit im Reduzieren ihrer Beobachtungen hat Herschel zu verdanken, daß ihm der Entdeckerruhm, der seinen Namen mit einem Schläge zu einem berühmten gemacht, nicht entgangen ist. Er wurde ferner durch den Umstand begünstigt, daß zur damaligen Zeit die Katalogisierung selbst der hellsten Sterne noch äußerst unvollkommen war, denn *Uranus*, wie der Planet nach *Bodes* Vorschlag getauft wurde, erscheint als Stern sechster Größe und ist als solcher dem freien Auge schon sichtbar, ja er kann sogar unter günstigen Umständen 5. Größe werden.

Mit *Uranus* wurde zum erstenmal seit alterstagen, im undurchdringlichen Nebel der prähistorischen (vorgeschichtlichen) Vergangenheit

verschwindenden Zeiten die Welt der Planeten erweitert und die Grenzen des Sonnensystems auf das Doppelte hinausgeschoben. Es traf sich nun, daß *Uranus* sich einigermaßen in die Titiusche Reihe einfügte, und die Meinung von der Gültigkeit dieser Regel wurde fast allgemein. Der Astronom *v. Zach* gab sogar die Bahngrundlagen des erwarteten Körpers und ging sogar daran, die Ekliptik, d. i. die Gegend des Himmels, in der sich scheinbar die Sonne bewegt, systematisch abzusuchen. — Die Ekliptik bildet am Himmel einen Kreis, der in der Ebene der Erdbahn liegt; in diese Ebene oder nur sehr wenig verschieden davon bewegen sich alle Planeten. — *v. Zach* sah indessen ein, daß für die sich selbst gestellte Aufgabe eine Arbeitskraft bei weitem nicht ausreichte. Auf einem 1796 in *Gotha* abgehaltenen astronomischen Kongreß regte er die Gründung einer Vereinigung an, deren Aufgabe die gründliche Durchforschung des Ekliptikalbürtels sein sollte oder, wie sich der bedeutende belgische Mathematiker und Statistiker *Quetelet* ausdrückte, „eine Nadel in einem Bündel Heu zu suchen“. Namhafte Astronomen gehörten ihr an; die Ekliptikalzone des Himmels, in welcher die bekannten Tierkreisbilder stehen, wurde in 24 Felder eingeteilt und von jedem eine genaue Karte hergestellt. Durch wiederholte systematische Vergleichung der Karten mit den betreffenden Himmelsgegenden gedachte man des so eifrig gesuchten Gestirns habhaft zu werden. Unter anderen hoffte man auch, den Theatinermönch *Joseph Piazzi* in *Palermo* auf *Sizilien* zu gewinnen, dem dort die Leitung der vor zehn Jahren begründeten schönen Sternwarte übertragen war. Der junge *Hegel* in *Jena* suchte indessen den Astronomen mit der ganzen Macht seiner Logik zu beweisen, daß sie auf falscher Fährte seien; sie aber führen unbekümmert fort. Auch *Piazzi* wurde durch einen Brief aufgefordert, sich an der Arbeit zu beteiligen, der jedoch wegen der damaligen kriegerischen Verwickelungen erst bedeutend verzögert in seine Hände gelangte, als durch Zufall ein Ereignis eingetreten war, welches das ganze Unternehmen gegenstandslos machte. Die Geschichte dieser und der dazu gehörenden Entdeckungen hängen aber so eng zusammen, daß auch wir sie im Zusammenhang besprechen wollen und zuvor noch einer anderen höchst wichtigen astronomischen Entdeckung gedenken wollen, bei der zwar auch wieder die Titiusreihe eine große Rolle gespielt hat, die aber in erster Linie einen großartigen Triumph der theoretischen Astronomie bedeutete.

Nachdem *Uranus* entdeckt und vielfach beobachtet war, berechnete *Mexis Boudard* in *Paris* aus den vorliegenden Beobachtungen Tafeln, welche die zur Auffindung des Planeten notwendigen Angaben enthielten. Dabei zeigte es sich, daß die verschiedenen Beobachtungen keine einheitliche Bahn ergaben, wie das sonst bei den ebenfalls von ihm berechneten Planetentafeln für *Jupiter* und *Saturn* der Fall war. Die Berechnung solcher Tafeln ist schwierig, und zwar deshalb, weil dabei zu berücksichtigen ist, daß jeder Planet auf den anderen vermöge seiner Anziehungskraft anziehend wirkt, weil also jeder Planet den anderen „stört“, wie die Astronomen zu sagen pflegen. Auch wenn *Boudard* bei den *Uranus*-rechnungen die Störungen aller bekannten Planeten berücksichtigte, fand er keine Bahn, die sich in die schon aus der Zeit vor Herschel, die von diesem selbst stammenden und die neueren Beobachtungen richtig einfügte. Auch neu von ihm berechnete Tafeln zeigten diese Mängel; schon nach wenigen Jahren stellten sich Abweichungen ein, die zwar das bloße Auge nicht bemerken würde, die aber für den messenden Astronomen schon so bedeutend waren, daß er nicht über sie hinweggehen konnte. Man war dieser Tatsache gegenüber allgemein ratlos; nur der große Astronom

Bessel in *Königsberg* sprach sich zu seinem Bremer Kollegen *Obers* in einem Briefe dahin aus, daß die Verfolgung dieses Problems „zu der schönsten Bereicherung der Wissenschaft“ führen müßte. Er veranlaßte seinen Schüler *Flemming*, sich mit der Sache näher zu befassen, aber der Tod riß den jungen Mann von der mit großem Eifer aufgenommenen Arbeit.

Außer ihm hatten aber noch zwei andere Astronomen sich an die Arbeit gemacht. 1845 unternahm der Franzose *Leberrier* auf Anraten *Mragos*, die *Uranus*-bewegung zu untersuchen. Er machte sich zunächst an die Prüfung der *Bouvard*-schen Tafeln und fand in ihnen eine Menge kleiner Fehler, die jedoch alle zusammen nicht groß genug waren, um die beobachteten Abweichungen zu erklären. Nun versuchte er, bei sorgfältigster Berücksichtigung der Störungen von *Jupiter* und *Saturn* eine Bahn für *Uranus* zu finden, die allen Beobachtungen genügte. Da auch bei Berücksichtigung der Beobachtungsfehler die Unregelmäßigkeiten der *Uranus*-bewegung sich nicht erklärten, so nahm *Leberrier* an, daß diese der fühlbare Einfluß eines noch unbekanntem Planeten seien.

Wo lag nun aber die Bahn dieses Himmelskörpers? — Innerhalb der Bahnen der bekannten Planeten konnte sie nicht liegen, denn dann hätte sich der störende Einfluß schon auf die anderen Planeten bemerkbar machen müssen. Somit blieb nur noch die Möglichkeit, daß er außerhalb *Uranus*' sich bewegte. Die Titiusche Reihe gab wenigstens einen oberflächlichen Anhaltspunkt für seine Stellung, und *Leberrier* machte sich an die Arbeit, um den Ort des Planeten, der in der Nähe der Ekliptik liegen mußte, festzustellen.

Schon zwei Jahre vor ihm hatte der Engländer *Adams* angefangen, die *Uranus*-bewegung zu untersuchen, und 1845 teilte er *Miry*, Direktor der *Greenwich*-Sternwarte, die Elemente des vermuteten Planeten mit, deren Ort so genau angegeben war, daß man das gesuchte Objekt mit einem einigermaßen brauchbaren Instrument hätte finden müssen. *Miry* glaubte nicht recht an die Sache und erwartete weitere Mitteilungen von *Adams*, die jedoch ausblieben. Inzwischen war der Planet in Konjunktion zur Sonne gekommen, d. h. von der Erde aus gesehen hinter die Sonne getreten, und die Beobachtung mußte bis zum nächsten Sommer unterbleiben. Im Sommer 1846 veröffentlichte *Leberrier* die Elemente des Planeten, die mit denen von *Adams*, der merkwürdigerweise nichts von seinen Arbeiten veröffentlicht hatte, so gut übereinstimmten, daß *Challis* in *Greenwich* sogleich an die Aufsuchung ging. Er wollte den Planeten an seiner Eigenbewegung unter den Sternen erkennen und beobachtete daher Stern für Stern in der angegebenen Gegend. Beim Ausschalten der Instrumentenfehler und der Beziehung auf feste Punkte ergeben sich etwaige Bewegungen. Dieses Verfahren dauert aber ziemlich lange, vor allen Dingen erkennt man Bewegungen immer erst durch die Rechnung. Man kann aber mit hinreichend starken Hilfsmitteln sogar einen scheinbar kleinen Planeten dadurch von den ihn umgebenden Fixsternen unterscheiden, daß ein Planet bei hinreichender Vergrößerung eine Scheibe zeigt, während Fixsterne stets punktförmig aussehen, wie starke Vergrößerungen man auch anwenden mag. *Challis* hatte den Planeten schon am 4. und 12. August beobachtet, ohne es zu wissen, weil er seine Beobachtungen noch nicht reduziert hatte, sondern immer noch mit der Fortführung der Beobachtungen beschäftigt war. Unterdessen hatte *Leberrier* an *Encke*, den damaligen Direktor der *Berliner Sternwarte*, geschrieben, um ihn zur Aufsuchung des neuen Planeten zu veranlassen.

(Schluß folgt.)

Jürgen Jeserich.

Eine Karnevalserinnerung von Wilhelm Schröder.

Man konnte man doch einmal die Arme rühren. Andere Zeiten waren es geworden, als ehemals, wo man den Dreiling dreimal umdrehen mußte, bevor man ihn ausgab. Segen war sichtbar über Deutschland gekommen, über Hamburg ganz insbesondere, seitdem der Goldstrom der Milliarden sich von Frankreich her ergossen hatte. Leicht wars ja auch nicht geworden; man hatte die Zeit vorher schon sein Teil ausstehen müssen. Allein der entsetzliche Winter achtzehnhundertundsiebzig. Eine Kälte, so lang und andauernd, daß die Elbe Monate hindurch festblieb. Schaubuden und Singpielhallen hatte man damals auf dem Eise erbaut; fremdliche Mädchen in den Zelten brachten ihrem Beruf und dem Patriotismus das Opfer der Defolletage und sangen so hinreißend wie bei der Wärenkäfte nur angänglich die Wacht am Rhein, das Lutschkelied und das Lied von der treuen Soldatenliebe. Die zahllosen französischen Gefangenen aber froren in ihren roten Hosen gottsjämmerlich, und ein geringer Trost nur war ihnen die Liebe, mit der Hamburgs Jungfrauen ihre freundschaftliche Artigkeit bevorzugten. Ja, treu ist die Soldatenliebe! Mit dem Schicksal der Franzosen aber mußten sich die armen Leute trösten, denen es an allem fehlte, an wärmenden Kleidern, an wärmendem Essen, und auch zuweilen an wärmender Liebe. Wer war besser daran? Die Familie, deren Ernährer bei Orleans im Schnee vergraben lag oder die, deren Vater arbeitslos in der Heimat umherirrte? Schon im Herbst war Jürgen Jeserich Abend für Abend nach Hause gekommen, ohne seinen Kindern Brot bringen zu können. Er beneidete seine Nachbarn, die als Landwehrmänner im Felde standen. Gewiß, es war keine Kleinigkeit, sich draußen die Kugeln um die Ohren pfeifen zu lassen; aber die Angehörigen erhielten doch Unterstützung, die wenigstens fürs liebe Brot langte. Er war aber schon im Landsturm, überdies ein Krüppel, fand daher keine Verwendung mehr im Felde und mußte nun sehen, wo er mit den Seinen blieb. Seitdem der Krieg erklärt war, halten die Geschäfte still gelegen. Am Hafen gab es selbst für gesunde Leute nichts zu tun, und was sollte er nun beginnen, nachdem ihm im Frühjahr das Faß auf den Fuß gefallen war? Als man ihn nach vier Monaten aus dem Krankenhaus entlassen hatte, loderte die Kriegsfackel, und kein anderes Geld kam ins Haus als das, was der zwölfjährige Junge durch den Verkauf der neuesten Extrablätter sich auf der Straße erworben hatte. Die Nähmaschine, der Trost der schwächlichen Frau, war längst gepfändet worden, und auf dem Kaffeetisch, wo Minna, die fünfzehnjährige Mägdle, vorher gearbeitet hatte, war es öde und leer. Die Elbe stand ja noch unter Blockade und der Schifffahrt drohten Gefahren. Da hatte Jürgen Jeserich sich eines Tages auf und davon gemacht. Eine Verzweiflungstat. War seine Familie allein, so gab es zunächst einen Esser weniger, und dann mußte die Armenverwaltung wohl oder übel eingreifen.

Ueber zwei Jahre waren seit jenen Tagen vergangen und Grausiges hatte Jürgen Jeserich ferner noch erleben müssen. Es schüttelte ihn, wenn er jetzt beim Glase Grog darüber nachdachte. Er war an jenem Spätherbsttage hinkend auf Wanderschaft gegangen, froh, wenn eine mitleidige Seele ihm ein Stückchen Brot gab und ein hartherziger Bauer ihn nicht des Nachts aus der Scheune jagte. Dann aber ward es Winter und froh Pöckelsteine und nirgends gab es Arbeit für den Hintepoos. Da ließ Jürgen Jeserich es auf Gewalt ankommen. In Glückstadt war es, wo er einem Trödler vor dessen Augen ein paar

alte Stiefel abhing und dazu eine Strinoline. Nun hatte er, was er wünschte, ein Obdach und beinahe satt zu essen. Auf acht Monate ließen die Richter ihn wegen der Trivoltät des an Raub grenzenden Diebstahls einsperren. Acht Monate waren eine gute Weile, aber Jürgen Jeserich bereute nicht, was geschehen, denn das Gefängnis hatte dem Vierzigjährigen gegeben, was er vorher nie erhofft hatte: die Grundlage seiner ferneren Existenz. Im Gefängnis lernte er das Zigarrenmachen, das ihn, den Krüppel, seitdem leidlich ernährte. Als er heimkam, fand er Arbeit in seinem neuen Beruf, wo er nur zugreifen mochte, denn es war im Tabakgewerbe wie überall sonst eine rasend flotte Zeit hereingebrochen. Seine Familie aber fand Jürgen Jeserich nicht wieder. Mutter und Sohn hatten die Booken dahingerafft, die Tochter aber war aus der Welt verschwunden. Sie hatte, ganz auf sich allein gestellt, einen leichtfertigen Lebenswandel begonnen und war zuletzt in einem Gesangszeit auf der gefrorenen Elbe gesehen worden. Die einen wollten wissen, daß sie mit einem gefangenen Offizier auf und davon gegangen sei, die anderen, daß ein reicher Mann sie unterhalte. Genauer wußte keiner.

Es schüttelte Jürgen Jeserich, wenn er an die Vergangenheit dachte, die ihm so böse mitgespielt und sein Leben in zwei völlig von einander verschiedene Hälften zerhackt hatte. Es schüttelte ihn, und er war wahrlich kein Kopfhänger. Leben und lebenlassen; was ist das für ein Kerl, der bei gutem Verdienst nicht einmal einen Groschen draufgehen läßt!

Ein Sonnabendabend im Februar dreihundertsiebenzig war es, als Jürgen derart in sich gekehrt in einer Schankwirtschaft am Hafen saß. Von den Vorlesen aus konnte der Blick über die vielen weißen, roten und grünen Lichter schweifen, die sich von den Schiffen aus in Wasser und Treibeis widerspiegelten, konnte das Ohr sich am Getöse der Sirenen erheben, die dem Fremden so gräßlich vorkommen, dem Manne von der Waterkant aber Musik in den Ohren sind.

Die Sehnsucht lenkte jeden Sonnabend die Schritte des einstigen Ewerführers nach dem Hafen. Dann war immer der eine oder andere Freund von früher anzutreffen, und wenn auch manches harte Scherzwort laut wurde über Jürgen Jeserich, der ehemals ein forscher Kerl gewesen, jetzt aber ein Stubenhocker war, der Giftnudeln drehte, so ließ er es zunächst bei dem Spott sein Bewenden haben. Eine andere Art war das Zigarrenmachen ja, als das Siantieren mit Stückgut; aber es sollte erst mal ein kommen, dessen harte Finger so feinfühlernd wurden, daß sie das Deckblatt regieren lernten und es auf sechs preussische Thaler Wochenlohn brachten. Und wenn es auf Körperkräfte allein ankam und einer gar zu anzüglich wurde, dann stand Jürgen auf, packte den Kerl beim Kragen und warf ihn mit erstaunlich raschem Griff zur Erde nieder trotz des lahmen Fußes, der ihn an ausgiebiger Beweglichkeit hinderte. Das verschaffte ihm dann wenigstens für den Rest des Abends Ruhe vor dummen Schmähseln und ließ bei den übrigen den Respekt von ehemals wieder wach werden.

Fast eine Stunde hatte Jürgen wohl allein am Tisch gefressen und über frühere Tage gegrübelt, als ein halbes Duzend Ewerführer und Schauerleute unter Gallo und Gelächter ins Lokal traten und sich bei dem alten Bekannten niederließen. Das Lachen galt diesmal nicht ihm, sondern einem dickwangigen bartlosen Kameraden, dem Ewerführer Karl Möller.

„Na, Nordel, was hast Du denn nun wieder ausgefressen?“

„Nordel? Das gibts nicht mehr, mein Junge. Sieh Dir die Lüttmaid mal genauer an. Karl Möller heißt sie.“

Karl Möller kniff die Augen zusammen, als Thodje stracht diese unverständliche Erklärung von sich gegeben hatte.

„Samoll, Karl Möller, Lüttmaid bei Reform-Richter.“

„Aunders, wollt Ihr mich fürn Bauern halten, dann geht anderswo hin,“ entgegnete Jürgen mit fragenden Blicken.

Es dauerte eine Weile und ein kräftiger Zug aus dem Grogglase mußte erst gemacht werden, als sich unter ständigem Gelächter die wunderliche Geschichte aufklärte, die wirklich nur einem so verrückten Kerl wie Karl Möller passieren konnte.

Sturz und gut, Karl Möller sollte im Karnevalszuge als Hamburger Dienstmädchen zu Pferde durch die Straßen reiten.

Im Karnevalszuge, Jürgen Jeserich mußte ebenfalls laut anlachen, als Karl Möller unflüchtig erzählt hatte, wie es gekommen war.

Dann aber wurde er nachdenklich und unwirsch. „Nordel, ist das wirklich wahr?“

„Ja, mein Junge,“ sagte der Befragte etwas verlegen, „ich soll stätsch werden.“

„Nordel, ich bin kein Duckmäuser, aber . . . Weißt Du, man muß auch ein bißchen auf sich halten, man soll sich nicht zu weit wegwerfen . . . Sieh mal, Zigarrenmacher mußte ich werden, damit ich satt zu essen hatte, und vor dem Brummen in Glückstadt konnte ich mich in Hunger und Kälte bei dem gräßlichen Winterwetter auch nicht bewahren. Dich aber dem Reform-Richter zu Gefallen vor der ganzen Welt zum Affen zu machen, das hast Du als Kerl mit gesunden Gliedern nicht nötig. Sieh mal, ich arbeite die ganze Woche mit Schweden, Rheinländern und anderen Fremden zusammen. Zigarrenmacher sind ein erfahrenes Volk und haben nicht viel Respekt vor sich und ihrem Beruf im Leibe. Aber das hätte keiner von diesem hergelaufenen Volk getan, was Du tun willst, ein Hamburger Junge.“

Jürgen stand auf, ging an die Tonbank und zahlte. „Nichts für ungut. Adjus, Aunders.“

Der Unwille über die ganze Veränderung von Menschen und Dingen hatte Jürgen an die frische Luft getrieben. —

Karneval! Vor zwei Jahren hatte er so wenig wie die meisten Hamburger gewußt, was dies fremdländische Wort zu bedeuten habe. Karrensposten taugten nicht recht für den nüchternen und schwerfälligen Sinn des Nordländers. Gewiß, auch in Hamburg war Fastelabend ein Feiertag, das rechte Fest der Handwerker. Und ein Vergnügen ohne Gleichen war es, am Fastenmontag sich zeitig zum „Warmen Tee“, wie das Variététheater auf dem Spielbudenplatz zu St. Pauli genannt wurde, zu begeben und dort den hergebrachten Schwank anzusehen. Für die meisten Besucher war dies überhaupt der einzige Abend im Jahr, wo sie für die Kunst etwas draufgeben ließen. Die zwei Schilling, die ein Gallerieplatz kostete, lohnten sich aber auch, denn das herrliche Stück „Der lustige Schuster oder der Teufel ist los“, spielte man in ganz Hamburg nur einmal im Jahre und auch dann nur im „Warmen Tee“. Darauf freute sich der Mann vom Hafen schon vormittags, wenn der Wirt seines Stammlokals ihm zum Frühstück geräucherter Schweinskopf mit Grünsohl vorsezte, ein Gericht, das um so herrlicher schmeckte, als es am Fastelabend unsonst spendiert wurde. Nun erst das Theater, wenn man sich im Dampf mit hunderten anderen Kunstfreunden die Gallerietreppe hinaufgedrängt hatte.

(Schluß folgt.)

Mir graut!

Mir graut vor den Gefahren,
Durch die ich ging,
Wie den noch Schwindel faßt in spä'tren Jahren,
Der einst am Abgrund hing,
Und zitternd noch in des Erinnerung's Grauen
Des Todes schwarzen Rachen glaubt zu schauen.

Mir graut vor jedem Schritte,
Den ich getan,
Als sei ich achtlos über Stromes-Mitte,
Auf schwacher Eisebahn
Gewandert, und am Ende meiner Reise
Erbleicht erst vor den Schrecken unterm Eise.

Mir graut vor jedem Kusse,
Den ich geküßt,
Als ob mein Herz, schon seufzend im Gemusse,
Noch nicht genug geküßt,
Und ich mit meinem Leben zahlen müßte
Für jeden Kuß, den ich erglühend küßte.

Mir graut vor all' den Tagen,
Voll Sturm und Drang,
Vor all' den Wunden, die ich heimgetragen
Von jedem Waffengang;
Und was noch kommt — ich lebte tausend Leben,
Und muß vor mehr als einem Tode beben.

Emma Clausen.

Schwäbische Fastnacht. Eine für die Volkskunde wertvolle Publikation sind die Mitteilungen über volkstümliche Heberlieferungen in Württemberg in den „Württembergischen Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde“ (herausgegeben vom Statistischen Landesamt; W. Kohlhammers Verlag). Sie liegen nun als Sonderdruck in zwei Heften vor, wovon das erste, von Professor Dr. Bohnenberger in Tübingen, Glauben und Sage, das andere, von Dr. W. Napff, die Festgebräuche umfaßt. Die Sammlung, nach zirka 600 Berichten mittels Fragebogen, war keine leichte Arbeit bei der auffallend großen Mannigfaltigkeit der Variationen nach Gegenden und Ortschaften in demselben Lande. Besonders tritt die Verschiedenheit bei der Fastnacht zutage, und das nicht bloß zwischen der katholischen Bevölkerung, die auch anderwärts den Faschingskultus lebhafter betreibt, und der protestantischen. Nur einiges Interessante soll hier mitgeteilt werden.

In den Bezirksstädten Horb (Schwarzwald) und Laupheim (Donaukreis) wird der „Fasnetbär“ durch die Stadt getrieben, ein in Berg oder Heu eingebundener junger Mann mit einer Kette um den Hals und einem Krügel in der Hand. — In Rottweil (am oberen Neckar), wo das Maskenlaufen schon am „schmutzigen“ Donnerstag (vor Fastnacht) beginnt, ist am Fastnachtmontag „Narrensprung“, d. h. großer Maskenumzug, aus dem heraus die Narren in verschiedenen Maskentypen auf die Zuschauer den „Narrensamen“ werfen, gegenwärtig meist Spreu und Papierconfetti. An der Spitze des Zuges marschieren das „Bennersköpfe“, eine Pferdemaske, von zwei anderen Masken mit Britischen vorwärts getrieben. Der „Schellenarr“, mit einem Fuchsschwanz an der Rückseite und einem Schellenriemen um den Leib, hält Narrenwürste an der Hand. Der „Federehannes“ mit Federn an Nase und Kleid und Fangzähnen an der Maske, bemüht sich, mittels einer langen Stange mit Ragenwedel den zuschauenden Mädchen die Röcke in die Höhe zu ziehen (ohne daß bisher die Sittlichkeitsfuge daran Vergernis genommen). Den Schluß des Zuges bildete früher die „alte Brigeri“, eine laut heulende Altweibermaske. Die Kinder singen den Masken allerlei schnurrige Verschen nach. — In Niedlingen (Donaukreis) ist Hauptmaske der „Gole“, ein mittelalterlicher Ritter mit Brustpanzer, Schild und Speiß, als Helm eine ungeheure Maske mit grinsenden Augen und zahnblödem Mund. Er zieht unter Musik und Tanz durch die Straßen und schlägt nach den Kindern, die ihn mit Redereien reizen, mit einer Schweinsblase. — In einigen Ortschaften des Oberlands zieht der „Lahmann“ um, ein in Stroh eingebundener junger Mensch, mit Pferdegeschellen

umhängt, rechts und links an Striden geführt, begleitet von einem Vorläufer mit blankem Säbel, je einem Geld-, Eier- und Schmalzsammler, zwei Mehlsammlern und dem „Fasnetklümmel“. Der Zug geht von Haus zu Haus, jeder Begleiter sagt ein Reimsprüchelein auf, z. B. der Eierbettler: „Weible, Weible, die Eier raus, oder ich laß den Marber ins Hennenhaus.“ Die gesammelten Gaben werden hernach zu einem Eierkuchen verwendet und gemeinsam verschmaust.

Neben dem Einsammeln spielt in manchen Ortschaften das Stibiken von Eshwaren, heimlich oder offen, bei den Faschnachtsbräuchen eine Rolle. Verbreitet ist das „Säfelestupfen“. Verkleidete junge Leute bringen lärmend ins Haus ein, in dem ein Schwein geschlachtet wird, holen sich von der Mehlsuppe (schwäbische Kollektivbezeichnung der vom frisch geschlachteten Schwein bereiteten Eshwaren nebst Zubehör — Ahlands Mehlsuppenlied) was ihnen gefällt und machen sich davon. Fastnacht ist nämlich Hauptmehltag des Winters. — Im ganzen Land, auch in den Städten, werden um die Faschnachtszeit recht schmachtliche „Fasnachtsküchle“ gebacken und in Bäckereien feilgehalten. In den fränkischen Landesteilen bekommen auch Pfarrer und Lehrer ihren Teil, vielfach sogar die Hüfner, und da und dort werden solche Küchle für „Sabicht, Marber, Zitis, Zuchs und Züchlin, Wolf und Wölfin“ gelegt damit sie das Jahr über die Hausztiere verschonen.

Mehrfach ist noch das „Ausfragen“ gebräuchlich, oder die „Fasnetpredigt“: Spöttereien und Neckereien über lokale Vorkommnisse des letzten Jahres, oft aus dem Narrenbuch, das eine der Masken trägt. Vorher wird mit den Narrenschellen die „Sänglock“ gekläutet. Vereinzelt kommen auch förmliche dramatische Aufführungen lokaler Streiche des vergangenen Jahres in grotesker Darstellung vor.

In einigen Ortschaften besteht noch die Schülerefasnacht, lustig-freimütige Späße der Schuljugend mit den Lehrern.

Weit verbreitet sind Schlusfeier am Sonntag nach Fastnacht, worin deren ehemalige Bedeutung als Winterschluss und Frühlingsanfang hervortritt. Dieser Sonntag heißt „Facklesonntag“, „Funkesonntag“, „Scheibesonntag“, „Müchlesonntag“. Die Dorfjugend sammelt in der Fastnachtswoche Holz ein, fährt es Sonntag abends auf eine Anhöhe, macht einen mächtigen Holzstoß und zündet ihn bei Einbruch der Dunkelheit an. Das Feuer heißt „Himmelsfeuer“, „Scheibenseuer“, „Funken“, der Brauch selber „Funken“, „Fackeln“, auch „Fautenlaichen“. Mehrfach wird eine Strohuppe, die „Hege“, auf eine hohe Stange gesteckt und verbrannt, offenbar Symbol des Winters. Beim Funken „dingt“ man im Bezirk Ehingen (Donaukreis) die „Sommerheirat“, d. h. man wählt sich seinen Schatz unter den Mädchen des Dorfes aus. Den Abschluß bildet Tanz und Schmaus in Lichtstuben und Wirtschaften, wobei für die Armen „Funkenküchlein“ und „Richtbraten“ abfallen.

In Niedlingen wird am Fastnachtsdienstag selbst eine als Schneider markierte Strohuppe auf einem Schlitten durch die Straße geführt, auf den obersten Dachboden eines besonders hohen Hauses geschleppt und von dort durch das höchste Guckloch auf die Straße geworfen. —

Der Februar ist der Monat der zunehmenden Tage und der ersten schüchternen Zeichen für den allmählich wiedererwachenden Frühling. Freilich ist er, namentlich in unseren Breiten, noch ein echter und rechter Wintermonat, der mit Flocken schüttet und den Frost blinkende Eisbrücken bauen heißt. So ist er für Norddeutschland noch ein Stück Winterzeit, während er für Süddeutschland hier und da schon einen blauen Himmel und vereinzelte Frühlingboten zu bringen pflegt. Es geht dem Frühling zu; da heißt es für den Landmann, die wenigen frostfreien Tage zu nützen. Weiß man auch nicht, was der nächste Tag an gutem oder schlechtem Wetter bringen kann, so hat doch der Volksmund auch für den Februar seine gereimten Spruchweisheiten geprägt, in denen meist ein gutes Stück Erfahrung zu stecken pflegt. Wir führen hier eine ganze Reihe solcher Bauernregeln auf. Da heißt es zum Beispiel: „Es sagt der Bauer: ein kurzer Hornung sei ein Lauer“ (d. h. die Kälte, die im Februar kommen sollte, lauert nun auf den nächsten Monat). Kalt muß der Februar sein, sonst ist es nicht richtig mit ihm. „Hätt' ich die Nacht wie du, Januar, so ließ ich frieren das Kalb in der Kuh.“ Der Februar muß den Januar womöglich noch an Kälte überreffen; nur so findet er Anerkennung. „Wenn der Winter sich nicht im Hornung stellt ein, so wird es um Ostern gar grimmig sein.“ Alle Ernte-

hoffnungen sind auf den ausgesprochen winterlichen Charakter unseres Monats gesetzt. „Kalter Februar bringt fruchtbar Jahr“, heißt es — ein Reim, der in unwesentlichen Variationen sich bei fast allen Völkern Europas wiederfindet. „Im Hornung Schnee und Eis macht den Sommer heiß“, macht der Winter seinem Namen Ehre, so kann man auf einen regelrechten Sommer hoffen. „Ist der Februar sehr warm, friert man zu Ostern bis in den Darm“, heißt das Gegenstück zu den bisher zitierten Wetterreimen, die durch den folgenden ergänzt werden:

„Hornung und Jänner haben Mut, leeren Mästen und Scheunen oder füllen sie gut.“ Erst mit einem frostharten Februar wird die Nacht des Winters endgültig gebrochen und die Vahn für den Lenz freigemacht. „Wenn der Hornung gnädig macht, bringt der Lenz den Frost bei Nacht.“ Nichts Lenzliches darf der Februar haben: „Wenn im Februar die Mücken tanzen auf dem Mist, so verschließ dein Futter in der Kist.“ „Spielen die Mücken im Februar, friert Schaf und Biene das ganze Jahr.“ „Mücken, die im Hornung summen, gar bald auf lange Zeit verstummen.“ Oder: „Wenn die Mücken tanzen im Februar, gibt es ein spät Frühjahr.“ „Spielen im Februar die Mücken, gibt's im Schafstall große Lücken.“ Der Lenz darf wohl in der Nähe, aber noch nicht da sein: „Besser im Hornung an den Fingern frieren, als im Felde warm spazieren.“ Die im zweiten Monat des Jahres ausbleibende Kälte rächt sich immer schwer, sie macht eine Menge Hoffnungen zunichte: „Friert es nicht im Hornung ein, wird's ein schlechtes Kornjahr sein.“ Nicht ganz so verpönt, aber immerhin doch keineswegs erwünscht, ist der Regen in unserem Monat. „Regen im Februar bringt flüssigen Dünger fürs Jahr“, sagt eine Bauernregel, die es mit der Kälte nicht gar so ernst und streng nimmt.

Ganz anders denkt man schon über den Februar bei den im Süden wohnenden Völkern. Da sagt man: „Februar mit Rot, bringt Krankheit und Not.“ „Schnee im Februar ist vergänglich wie War“, „Festige Nordwinde im Februar vermehren ein fruchtbares Jahr.“ „Nebel im Februar, bringen viel Regen im Jahr.“ „Bringt der Hornung Gewitter, merkt's mit Schmerzen der Schmitler.“ „Wer Hafer sät im Horn, der hat viel Korn.“ Dort findet auch der Februar als Brüttemonat des Hausfiederviehes seine gehörige Beachtung. Das Huhn ist jetzt das Haupttier des Gehöftes geworden. Aber auch Ente und Gans werden nicht vergessen. „Die weiße Gans im Februar brütet Segen fürs ganze Jahr.“ Auch sonst wird der Tiere, mögen sie nun gegähnt sein oder wild, mehr gedacht als im kalten Norden: „Im Februar muß die Lerche auf die Heide, mag's ihr lieb sein oder leid.“ Ein guter Schweizer Spruch verlangt vom Februar schließlich das folgende: „Wenn im Februar die Stürme fackeln, daß dem Ochsen die Hörner wackeln, das haben die Bauern von Bern sehr gern.“

Frühlingsblumen im Zimmer. Einen Vorgeschmack vom Frühling vermögen wir mit wenig Anforten und ohne große Mühe im Winter in das Zimmer zu zaubern. Das Material holen wir uns aus dem Walde oder für wenige Pfennige von einem Gärtner. Sahleide, Haselnuß und Seidelbast sind Pflanzen, die fast überall vorkommen, und von diesen schneiden wir ein paar mit Blütenknospen besetzte Zweige ab. Auch Kappeln und Birken sind zu verwenden; allein hiervon sind brauchbare Zweige weniger gut zu bekommen. Dagegen bieten uns Erle und Kornelkirsche ein besseres Material. Vom Gärtner können wir uns ein paar Fliederzweige verschaffen oder Zweige vom Mandelbaum, von der Forsythie oder von anderen Frühlingsblüchern.

Diese Zweige werden in einen Wasserkrug, der mit Wasser gefüllt ist, eingeseht und dann möglichst nahe dem geheizten Ofen oder beim Küchenherd aufgestellt. Das Weitere veranlaßt dann die Wärme. Werden die Zweige regelmäßig mehrmals am Tage mit leicht angewärmtem Wasser besprengt, so wird dadurch das Erscheinen der Blüten wesentlich beschleunigt. Im Februar dauert solche Treiberei je nach der Wärme etwa zwei bis drei Wochen. Je näher dem Frühjahr zu mit dem Aufgehen begonnen wird, um so schneller und schöner erblühen die Zweige. Am schnellsten entwickeln sich Weide und Haselnuß, am längsten braucht von den Waldbäumen die Birke. Der Flieder beansprucht längere Zeit als die Forsythie. Sind die Zweige aufgeblüht, so werden sie vom Ofen fortgesetzt und die Freude an ihnen währt um so länger, je kühler jetzt ihr Standort ist. — h. h.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

Nachdruck des Inhalts verboten!